



Theresia Enzensberger

Blaupause

Roman

Ca. 236 Seiten. Gebunden
Ca. 22 € [D] / sFr / € [A]
ISBN: 978-3-446-25643-9
WG: 112 Gegenwartsliteratur
Erscheint am 24. Juli 2017



»Ich will die Zukunft bauen und die Vergangenheit abreißen.«

Luise

- ① *Theresia Enzensberger ist als junge Intellektuelle bekannt, nun präsentiert sie ihren Debütroman*
- ① *Im Spiegel der Bauhaus-Universität der 20er Jahre werden jene politischen, sexuellen, gesellschaftlichen Utopien gezeigt, die uns noch heute beschäftigen*
- ① *Ein lebhafter, schneller Universitäts-Roman voller Intrigen, Freundschaften, Personen der Zeitgeschichte und großen künstlerischen und wissenschaftlichen Diskussionen*
- ① *Die Erzählerin Luise kämpft um nicht weniger als um ein selbstbestimmtes Leben – und findet es am Ende während der Nazi-Zeit im Exil in Amerika*

Luise Schilling ist jung, wissbegierig und voller Zukunft. Anfang der brodelnden zwanziger Jahre kommt sie an das Weimarer Bauhaus. Sie studiert bei Professoren wie Gropius oder Kandinsky und wirft sich hinein in die Träume und Ideen ihrer Epoche. Luise will viel erreichen im Leben – doch wenig davon hat zu tun mit der Huldigung großer Männer.

Zuerst verliebt sich Luise in den schillernden Kunststudenten Jakob, dann in den politisierten Grafiker Heinrich. Doch das sind nur zwei Figuren einer überbordenden Zeit. Zwischen Technik und Kunst, Kommunismus und Avantgarde, Populismus und Jugendbewegung lernt Luise gesellschaftliche Utopien kennen, die uns bis heute prägen. Wie beim Blick in eine aktuelle Zeitung wird ihr immer klarer, dass der Kampf um die große Freiheit vor dem eigenen kleinen Leben nie Halt macht.

Rasant und äußerst gegenwärtig erzählt Theresia Enzensberger von einer jungen Frau in den Wirren ihres Lebens: Von den brutalen Konflikten zwischen Rechts und Links bis zum Sprung eines jungen Liebespaares in einen nächtlichen Fluss, damals vor fast hundert Jahren.

Theresa Enzensberger wurde 1986 in München geboren und lebt in Berlin. Sie studierte Film und Filmwissenschaft am Bard College in New York und schreibt als freie Journalistin unter anderem für die *FAZ*, *FAS*, *ZEIT Online*, *Krautreporter* und *Monopol*. 2014 gründete sie das vielfach preisgekrönte *BLOCK Magazin*.

Fünf Fragen an Theresa Enzensberger

Theresa, natürlich war das Bauhaus als Kunstschule und Ästhetik von den 1920er Jahren an sehr einflussreich. Aber warum interessierst Du Dich als Autorin so sehr dafür, dass Du gleich einen ganzen Roman darüber schreibst? Wenn man „Bauhaus“ hört, denkt man heute an Flachdächer, an Eisenrohstühle, und vielleicht an die Bauhaus-Schrift. Es wird leicht zu vergessen, dass das Bauhaus eine Kunstschule war – und also ein soziales Gewebe, mit unglaublichen Spannungen, Liebesgeschichten, Gerüchten, Konflikten, Festen, Cliques und noch viel mehr. In diesem wilden Mikrokosmos wurden damals intensiv Fragen verhandelt, die sich alle auch heute noch stellen – unter anderem die, was künstlerische Integrität im Angesicht politischer Spannungen bedeutet. Das hat mich sehr interessiert.

Dein Roman erzählt die Geschichte Luises, einer jungen Berliner, die als Studentin in Weimar und Dessau am Bauhaus studiert. Was ist das für eine Person?

Luise geht mit beneidenswerter Offenheit an ihr Studium und an die Menschen heran. Sie ist schlau und schnell, aber auch sehr naiv. In ihrem großen Wunsch nach Zugehörigkeit kann sich diese Naivität manchmal in Opportunismus verwandeln. In Weimar schließt sie sich einer Gruppe von Studenten an, die sich um Johannes Itten geschart hat, Naturmystiker und Neoromantiker, die technologische Neuerungen in der Kunst ablehnen. Luise verliebt sich in den schönen, aber flatterhaften Jakob, der sie – wie auch ihre neu gefundenen Freunde und Überzeugungen – schließlich schmerzhaft enttäuscht. In Dessau wendet sich Luise dann ihrer eigentlichen Leidenschaft zu, der Architektur. Auch dort gehört sie schnell einem engen Freundeskreis an, der mit seinen politischen und sozialen Dynamiken zu einer neuen Desillusionierung führt. Sie verliebt sich in Hermann, der in der Reklameabteilung tätig ist. Er ist aufmerksam, verbindlich und liebevoll, und in vieler Hinsicht das Gegenteil von Jakob. Es dauert nicht lange, bis

er seine manipulative und schließlich auch seine gewalttätige Seite offenbart. Immer wieder muss Luise darum kämpfen, als einzige Frau in der Architekten-Ausbildung ernst genommen zu werden. Obwohl ihr das nicht immer gelingt, hält sie eisern an ihrem Wunsch fest.

Der Roman erzählt von einer historischen Zeit, aber in der flotten, kaltschnäuzigen, geradlinigen Sprache, in der die Ich-Erzählerin Luise die Dinge erlebt. Warum hast du diese sehr gegenwärtig wirkende Sprache gewählt?

Ich wollte die Geschichte so weit wie möglich an die Gegenwart heranholen. Ich hatte kein Interesse daran, die Sprache der zwanziger Jahre nachzuahmen, stattdessen war mir hauptsächlich an Unmittelbarkeit gelegen.

Im Biotop der Bauhaus-Uni geht es sexuell und politisch, ästhetisch und weltanschaulich herrlich durcheinander. Gleichzeitig merkt man, dass sich die Zeiten verfinstern, dass Utopien und Visionen wie am Bauhaus nur wenige Jahre später in Deutschland nicht mehr möglich sein werden. Ist das eine Art politischer Kommentar von dir zur Gegenwart?

Mit historischen Vergleichen muss man vorsichtig sein, damit man nicht nur das findet, was man selbst versteckt hat. Aber natürlich sind die Parallelen interessant. Da ist zum einen das Verhältnis der Menschen zu neuen Technologien, das sich in Grabenkämpfen zwischen denen, die in ihnen eine heilsbringende Neuigkeit sahen, und denen, die kulturpessimistisch und ängstlich vor ihnen warnten, ausdrückte. Und zum anderen natürlich der Nationalismus, die Fremdenfeindlichkeit, die gefühlten Wahrheiten. Manchmal war es für mich geradezu gespenstisch, Zeitungen von 1927 zu lesen, in denen die damalige Rechte auf die Redefreiheit pocht und gleichzeitig die Lügenpresse beschimpft. Aber auch die Freiheiten, die damals etwa in Berlin gelebt werden konnten, sind bemerkenswert – die feministische Bewegung, die Kämpfe um die Rechte von Homosexuellen waren mit Sicherheit viel weiter, als sie es zum Beispiel in den 1950er Jahren waren.

Am Ende des Romans gibt es eine Art Reprise – man sieht die älter gewordene Luise, die es ins Exil nach Amerika verschlagen hat. Gelingt Luise ein gutes Leben?

Ja und nein. Luise wollte immer hoch hinaus, und zum Teil war es ihre Unbescholtenheit, die sie davor bewahrte, in pessimistische Lähmung zu verfallen. Aber sie nimmt doch mit einer gewissen Unzufriedenheit wahr, dass es ihren ehemaligen Mitstudenten und Professoren möglich ist, ganze Monumente

des Modernismus zu erbauen, während sie auf mittlerer Ebene in einem Architekturbüro arbeitet. Aber immerhin: Sie die einzige Frau in der Firma, die nicht als Sekretärin oder Empfangsdame arbeitet.

Auszug: Anfang des 1. Teils. Weimar 1921

Ich weiß immer noch nicht, wo das Direktorenzimmer ist. Die große Uhr in der Eingangshalle zeigt schon kurz vor fünf, und ich irre durch die Gänge, in der Hoffnung, irgendwo ein Schild zu finden. Die Flure sind leer, nur aus dem Innern des Hauses dringen gedämpfte Stimmen und vereinzelte Geräusche. Die anderen Studenten sind wohl noch in den Werkstätten. Als ich zum zweiten Mal über die große Wendeltreppe in den dritten Stock komme, sehe ich endlich eine Gruppe von Leuten. Aber es sind nur Sidonie und die anderen Kuttenträger, vor denen ich mich unmöglich als Neue zu erkennen geben kann. Also gehe ich zielstrebig an ihnen vorbei und würdige sie keines Blickes. Ich biege um eine beliebige Ecke und muss einen Jubelschrei unterdrücken, als ich vor mir den Namen *Walter Gropius* an einer Tür entdecke.

Auf ein unwirsches „Herein“ betrete ich ein helles Zimmer mit einem riesigen Schreibtisch, der unter haufenweise Papier begraben ist. Gropius steht mit dem Telefonhörer in der Hand am Fenster und kehrt mir den Rücken zu. Viel mehr als ein paar wütende Zischlaute sind von ihm nicht zu hören. Sein Telefongespräch nimmt kein Ende. Vielleicht sollte ich einfach wieder gehen? So tun, als hätte ich nie den kleinen Umschlag mit der Einladung ins Direktorenzimmer bekommen?

„Dann rufen Sie mich zurück, wenn Sie etwas wissen ... Ja ... Guten Tag!“ Er spricht kontrolliert, aber seine Stimme bebzt vor unterdrückter Wut. Der Telefonhörer schlägt unsanft auf die Messingärmchen. Gropius dreht sich um und sieht mich

augenrollend an. „Immer diese Bürokraten!“ Ich versuche ein Nicken, das Verständnis und Verbrüderung ausdrücken soll.

Einen Moment lang scheint sich Gropius über meine Anwesenheit zu wundern, dann sammelt er sich. „Treten Sie doch näher, setzen Sie sich. Was kann ich für Sie tun?“ Er hat doch mich hierher gebeten, wieso ist es jetzt meine Aufgabe, mich vorzustellen und Bitten an ihn zu richten? Andererseits, vielleicht funktioniert auch das Bauhaus nach klassisch bürokratischer Manier: Eine papiereiserne unsichtbare Hand, bestehend aus Protokoll, Regulation und Kalender, führt Menschen zusammen, die am Ende auch nicht so genau verstehen, wie es eigentlich dazu gekommen ist. Ich erkläre also, ich sei neu am Bauhaus. Man habe mir bedeutet, ich solle mich vorstellen und meine Mappe mitbringen. Gropius' Miene hellt sich auf. „Richtig, eine neue Studentin. Verzeihen Sie, dass ich erst jetzt Zeit für Sie habe. Normalerweise sehe ich mir die Mappen sofort an, damit Sie mit dem Unterricht beginnen können, aber die letzten drei Wochen waren einfach zu hektisch. Dann zeigen Sie mal her,“ sagt er und greift nach dem Karton, an dem ich mich bis jetzt festgeklammert habe. Die unerträglich langen Minuten, in denen er sich in meine Arbeit vertieft, verbringe ich damit, durch das große Fenster in den sommerlichen Hof hinab zu schauen. Immer wieder mustere ich verstohlen sein Gesicht. Vielleicht liegt es an dem Telefonat, aber etwas Sorgenvolles liegt in seinem Blick, eine Melancholie, die seine Autorität sogar noch unterstreicht.

„Es ist unüblich, dass Studenten mitten im Semester zu uns stoßen“, sagt er endlich, und gibt mir meine Mappe zurück. „Wie haben Sie überhaupt von unserer Schule erfahren?“

Kein Wort über meine Architekturzeichnungen, die ich im Büro eines Familienfreundes gezeichnet habe, abends, wenn alle gegangen waren. Ich habe mich dabei so erwachsen gefühlt. Wie eine echte Architektin, zwischen den

akkurat angespitzten Bleistiften, den riesigen Linealen und dem speckigen, durchsichtigen Zeichenpapier.

Ich erkläre, dass mein Vater gusseiserne Pfetten herstellt, was ihn als Zulieferer in regelmäßigen Kontakt mit den moderneren Architektenbüros von Berlin bringt, unter anderem mit dem von Peter Behrens. Die Entwicklungen in Weimar werden dort aufmerksam verfolgt. Trotzdem hätte ich wohl nie vom Bauhaus gehört, hätte mein Vater nicht unvorsichtigerweise eine Broschüre über die Schule bei uns im Salon liegen lassen. Er stand meiner Begeisterung für die Architektur schon immer skeptisch gegenüber und hätte den Teufel getan und mir von einer Universität erzählt, an der man etwas anderes lernen kann, als eine gute Hausfrau zu werden. Die Bewerbung schickte ich heimlich ab. Als die Zusage kam, bedurfte es einiger Überzeugungsarbeit und der Komplizenschaft meiner Mutter, damit er mich fahren ließ. Ich glaube, ihn hat nur die Vorstellung getröstet, dass es am Bauhaus auch eine Webwerkstatt gibt.

Obwohl ich mich nach Verbündeten sehne, erwähne ich all das nicht und lasse Gropius im Glauben, meine Familie stehe hinter dem Plan, Architektur zu studieren. Er steht auf und sagt: „Ihre Zeichnungen haben Potenzial, aber wir sind hier sehr darauf bedacht, unseren Studenten eine ganzheitliche Ausbildung zukommen zu lassen. Im Vorkurs und in den anderen Werkstätten werden Sie sicherlich einiges lernen, was Ihnen auch bei der Architektur helfen wird. Wenn Sie Fragen haben, können Sie sich jederzeit an mich wenden.“ Obwohl ich ahne, dass er diese Floskel ständig benutzt, erfüllt mich die Vorstellung, ihn möglicherweise als Mentor gewinnen zu können, mit Stolz.

Maria sitzt auf meinem schmalen Bett und stopft die Kekse in sich hinein, die Frau Werner uns aufs Zimmer gebracht hat. Der Tee, der bestimmt aus irgendwelchen Kräutern aus dem Garten zusammengepflückt ist, riecht komisch, wir rühren ihn beide nicht an aber das Gebäck ist eine Abwechslung zu dem Gemüsebrei, den sie uns ständig in der Kantine vorsetzen. Maria verdreht verzückt die Augen, lässt ihre langen Beine baumeln und sagt kauend: „Ich kann nicht glauben, dass sich diese albernen Kuttenträger jetzt auch noch beim Essen durchgesetzt haben! Ich habe heute Mittag keinen einzigen Bissen heruntergebracht. Dank sei der alten Wernerette und ihrem Backfanatismus!“ Maria redet gerne so, mit ironischem Pathos und vielen Ausrufezeichen. Sie fühlt sich wohl hier, etwas zu wohl, denke ich und betrachte die Krümel auf meinem Bett. Ich kann ihr nicht verdenken, dass sie mein Zimmer dem engen Studentenwohnheim vorzieht, in dem sie untergebracht ist, aber manchmal habe ich das Gefühl, sie sei bereits bei mir eingezogen. Weder ihre Verfressenheit noch ihr Hang zur Dramatik spiegeln sich in ihrer schlaksigen Erscheinung wider. Sie hat fast hagere Gesichtszüge und große, etwas wässrige Augen.

Obwohl wir beide vorgeben, uns nicht für sie zu interessieren, kommt unser Gespräch immer wieder auf die Gruppe um Johannes Itten. Meistens machen wir uns über sie lustig: Über ihre Gewänder, diese braunen Jacken mit den schwarzen Kragen und den seltsamen Kapuzen, mit denen sie Mönchskutten ähneln; über ihre seltsamen Gebräuche, Turnereien und Diäten; und über die monotonen Gesänge, die sie manchmal unvermittelt anstimmen. Ich erzähle Maria von meinem Treffen mit Gropius und meiner verzweifelten Suche nach dem Direktorenzimmer, für die sie mich liebevoll auslacht.

Dann sagt sie: „Aber mal im Ernst, das ist doch eine Unverschämtheit! Jetzt entscheidet eine Gruppe von vielleicht zehn Leuten über das Essen der gesamten Schule!“